

FRANCINE PROSE

Lügen auf
ALBANISCH

FRANCINE PROSE

Lügen auf
ALBANISCH

ROMAN

Aus dem Englischen von Susanne Aeckerle



carl'sbooks

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »My New American Life«
im Verlag HarperCollins, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2011 by Francine Prose

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

bei carl's books, München, in der Verlagsgruppe Random House

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58511-5

www.carlsbooks.de

Für Howie

Am Tag, nachdem Lulas Anwalt ihr am Telefon mitgeteilt hatte, jetzt sei rechtlich alles geregelt, tauchten drei Albaner in einem brandneuen schwarzen Lexus SUV auf. Lula hatte aus dem Fenster in den nieseligen Nachmittag hinausgeblickt und sich eingebildet, der Maulbeerbaum in Mister Stanleys Vorgarten habe darauf gewartet, seine letzten paar Blätter erst abzuwerfen, wenn sie zuschaute. Das war natürlich paranoid und außerdem egoistisch, aber in das Tagebuch, das sie auf Vorschlag ihres Einwanderungsanwalts und ihres Chefs führte, schrieb sie: »Oktober 2005. Fällt in New Jersey ein Blatt herunter, wenn niemand zuschaut?«

Don Settebello und Mister Stanley würden über so eine Zeile völlig aus dem Häuschen geraten. Dauernd rieten sie Lula, die Erinnerungen an ihr altes Leben in Albanien und die Eindrücke über ihr neues in den Vereinigten Staaten aufzuschreiben. Don hatte sogar schon einen Titel dafür: *Mein neues amerikanisches Leben*. Lula hatte einen besseren, *Fremder in einer fremden Welt*, aber den hatte sie bereits in der Stadtbücherei gesehen. Vielleicht konnte sie den Titel trotzdem verwenden. Vielleicht würde es niemand merken.

Regentropfen perlten auf dem SUV, als er langsam an dem Haus vorbeifuhr, in dem Lula wohnte, arbeitete und auf Mister Stanleys Sohn Zeke aufpasste, der die Abschlussklasse der Highschool besuchte und kaum einen Aufpasser brauchte. Ja, Zeke konnte so manches, was Lula nicht konnte, zum Beispiel Auto fahren. Aber

da Mister Stanley der Meinung war, Teenager sollten nicht sich selbst überlassen bleiben, und da er im Morgengrauen zur Wall Street aufbrach und erst spät zurückkam, hatte er Lula eingestellt, um dafür zu sorgen, dass Zeke aß und schlief und seine Hausaufgaben machte. Mister Stanley war sehr sicherheitsbewusst, was Lula äußerst bewundernswert, aber auch gefährlich amerikanisch fand. Kein albanischer Vater würde das seinem Sohn antun und riskieren, aus ihm einen Schwulen zu machen.

Zu Lulas Pflichten gehörte es, darauf zu achten, dass Lebensmittel im Haus waren. Nachmittags fuhr Zeke sie meist in seinem Oldsmobile Baujahr 1970 zum Supermarkt. Angesichts dessen, wie wenig sie kauften und wie viel davon tiefgefroren war, hätten sie auch einmal im Monat einkaufen können, aber sie genossen das Ritual. Unterwegs gab ihr Zeke Fahrtipps: wer an der Kreuzung als Erster losfuhr und wie man die lautlose Sprache benutzte, die Fahrer davon abhielt, sich gegenseitig umzubringen, wie es in Tirana dauernd geschah. Ebenso gut hätte ihr Zeke die Prinzipien der Astrophysik erklären können, aber Lula schätzte die Geste, und im Gegenzug konnte Zeke sich Lula überlegen fühlen und sich damit anfreunden, ein Kindermädchen zu haben, das nur neun Jahre älter war als er. Der Ausdruck *Kindermädchen* wurde nie benutzt. Lula erklärte Zeke, in ihrem Heimatland sei es nur Parteibonzen erlaubt gewesen, die schwarzen Leichenwagen zu besitzen, die in ganzen Rudeln durch Tirana bretterten, und dann brach die Wirtschaft zusammen, und niemand konnte sich mehr ein Auto leisten, weshalb die Albaner jetzt mit ihren geklauten oder gebrauchten Mercedes wie Kids fahren, die ihren Führerschein erst seit fünf Minuten hatten.

Genau wie Zeke, der immer noch keine Nachtfahrerlaubnis besaß. Aber er war in einer Autokultur aufgewachsen, und Autofahren gehörte zu seinem Geburtsrecht. Jedes Land hatte seine Probleme, doch als Lula sah, wie Amerikaner fahren, wie amerika-

nische *Kinder* fahren, fühlte sie sich unwillkürlich betrogen, weil sie nicht hier geboren war. Ihr Vater hatte sich oft das Auto ihres Onkels geliehen, hatte es dann mehr oder weniger geklaut und über die albanische Grenze in den Kosovo geschmuggelt, wo ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben kamen. Diese traurige Tatsache hatte Lula bisher weder Mister Stanley noch Zeke gegenüber erwähnt. Das hätte Mister Stanley nur verstört und Zeke zu der Annahme bewogen, seine Lektionen könnten nicht ausreichen, um Lula das Fahren beizubringen.

Mister Stanley hatte verkündet, Zeke könne diesen Spritfresser von einem Olds haben, wenn er ihn nur selten benutzte. Wenn er überhaupt fahren musste, hätte sein Vater ihn am liebsten in einem Panzer gesehen. Zeke war so verliebt in den Olds, dass er ihn in der Garage stehen ließ und mit dem Bus zur Schule fuhr, und Mister Stanley parkte seinen sieben Jahre alten Acura Minivan vorne in der Einfahrt. Offiziell war Zeke nur erlaubt, bis zum Good Earth Market zu fahren, den sein Vater bevorzugte, weil er in der Nähe lag und Biolebensmittel führte, und den Zeke ebenfalls mochte (praktisch das Einzige, worin sich Vater und Sohn einig waren), da er an kleine Familiengeschäfte statt gesichtsloser Ladenketten glaubte, obwohl seine Essensvorlieben eher zu Maischips mit Mesquite-Geschmack und japanischer Mikrowellen-Nudelsuppe tendierten. Zeke fiel nicht auf, dass die anderen Käufer ihre reichen, snobistischen Vorortnasen über das rümpften, was Lula und er einkauften. Vermutlich war ihr Haushalt der einzige, in dem das albanische Mädchen dem amerikanischen Teenager die Entscheidung überließ. Lula hatte schon oft Gemüse gekocht, aber Zeke weigerte sich, es zu essen. Sollte sich seine zukünftige Ehefrau doch eines Tages damit herumplagen.

Nachdem sie mit Zeke vom Markt zurückkam, mixte Lula ihnen beiden Mojitos, ein Spritzer Alkohol in Zekes, einen ordentlichen Schuss in ihren, mit viel Zucker und Minze. Zeke saß dann auf

einem der hohen Küchenhocker und sah zu, wie Lula Abendessen machte. Meistens aßen sie Pizza aus Tiefkühlteig, Tomatensoße aus dem Glas und Mozzarella, der sie eingefroren beide überleben würde. Manchmal wickelte Lula winzige, vereiste Hamburger aus, die, aufgewärmt in der Mikrowelle, erstaunlich gut schmeckten, fast so wie ein Straßenimbiss in Tirana. Schlechtes Essen machte Zeke rebellisch, wie es sich für einen Teenager gehörte. Je wohler Zeke sich fühlte, desto sicherer war Lulas Job und umso wahrscheinlicher ihre Aussichten, in diesem Land bleiben zu können, obwohl Mister Stanley und Don Settebello deutlich gemacht hatten, dass es bei ihrer Hilfe für Lula nicht um ihre Arbeit bei Mister Stanley ging und darum, wie gut sie für Zeke sorgte.

Und nun, hurra, besaß sie ihr Arbeitsvisum! Lula atmete tief durch und erschauerte, zum einen über den glänzenden schwarzen Lexus, der immer noch um den Block kurvte, zum anderen über ihr Alltagsleben. Das Leben einer alten Schachtel!

Gestern Abend hatten Lula und Zeke, wie jeden Abend unter der Woche, vor dem Fernseher gegessen. Lula bestand darauf, dass sie sich die Abendnachrichten anschauten, lehrreich für sie beide. Der Präsident hatte gesprochen, um das amerikanische Volk vor der Bedrohung durch die Vogelgrippe zu warnen. Das Wort war ihm nur schwer über die Lippen gekommen. Seine Stirn runzelte sich jedes Mal, wenn er es aussprechen musste, und seine Augenlider flatterten, als sei er angewiesen worden, an Vögel als Gedächtnisstütze zu denken.

»Bei uns zu Hause«, hatte Lula gestaunt, »ist dieser Mann ein Gott.«

»Das sagst du jeden Abend.«

»Um es mir ins Gedächtnis zu rufen«, hatte sie gesagt. Die Liebesbeziehung ihres Landes zu Amerika hatte mit Woodrow Wilson begonnen, und Clinton und Bush hatten sie durch die Bombardierung der Serben und die Rettung der Kosovo-Albaner

vor Milošević's Todesschwadronen besiegelt. Daheim hatte sie so ihre Zweifel an den mit Gold gepflasterten Straßen gehabt, und als sie schließlich nach New York kam und im La Changita zu arbeiten begann, hatten die Bedienungen sie rasch über das sogenannte Land der unbegrenzten Möglichkeiten aufgeklärt. Und trotz all der gemischten Gefühle der Kellner und Küchenhilfen überwog bei allen der Wunsch, hierbleiben zu dürfen. Tja, warum auch nicht? Nach Lulas Meinung war Ambivalenz ein Zeichen für Reife.

Gestern Abend hatte sie, wie immer, Mitleid gehabt mit dem Präsidenten, der wie ein dummer kleiner Junge mit einer Lüge einen Krieg angezettelt hatte, und dann hatte er all diese unschuldigen Menschen in New Orleans sterben lassen, und jetzt wartete er ängstlich darauf, was an noch Schlimmerem auf ihn zukommen mochte. Vor allem schien er Angst vor dem Vizepräsidenten zu haben, der Lula ebenfalls Angst einjagte mit seinen kalten kleinen Augen, die nicht blinzelten, wenn er log; wie ein Diktator aus dem Ostblock, ohne die tuntige Frisur.

»Es gibt keine Vogelgrippe«, hatte Lula behauptet. »Einen Krieg im Irak, den Hurrikan Katrina, das schon. Vielleicht ein Huhn in China mit Kratzen im Hals und Fieber.«

Aber inzwischen war der Polizeichef der Stadt auf dem Bildschirm erschienen, um zu verkünden, dass die Alarmstufe auf Orange erhöht worden sei, weil es eine ernst zu nehmende Warnung vor einem Terroranschlag auf das New Yorker U-Bahnnetz gebe.

»Es gibt keinen Terroranschlag«, hatte Lula gesagt.

»Woher weißt du das alles?«, hatte Zeke gefragt. »Nicht, dass ich das alles nicht auch für totalen Schwachsinn halten würde.«

Sie war kurz davor gewesen, Zeke – zum x-ten Mal! – zu erzählen, wie es war, in der extremsten und verrücktesten kommunistischen Gesellschaft Europas aufzuwachsen, jahrzehntelang regiert von dem psychopathischen Diktator Enver Hoxha, der starb, als

Lula noch klein war, aber nicht ohne dem Land seinen Stempel aufzudrücken. Die Nation war sein Denkmal, genau wie die siebzigttausend pilzartigen Betonbunker, die er in einem Land hatte bauen lassen, das kleiner als New Jersey war. Doch noch bevor sie die Gelegenheit hatte, sich zu wiederholen, war sie von der Werbung für eine neue Staffel von *Emergency Room* abgelenkt worden.

»Schau mal, Zeke«, hatte sie gesagt, »siehst du die Trage, die da reingerollt wird, die auffliegenden Türen und die ganzen Krankenschwestern, die sich auf den Patienten stürzen? In anderen Ländern hat es niemand so eilig. Du wirst nicht mal angeschaut, bis du rauskriegst, wen du schmieren musst.«

Weil er sich die Nachrichten mit angeschaut hatte, durfte Zeke zur Belohnung auf seinen Lieblingssender umschalten, der körnige Wiederholungen billiger Schwarz-Weiß-Serien aus den siebziger Jahren über eine Kleinstadt-Mom und ihre Tochter zeigte, beide in denselben Cop verliebt, der plötzlich Fangzähne bekam und das Mädchen in den Hals biss. Zeke war besessen von Vampiren und den Siebzigern. Er prophezeite, dass Vampire das ganz große Ding werden würden.

»Mit Vampiren gibt's nur ein Problem«, hatte Lula eingewandt. »In meinem Teil der Welt werden ständig unschuldige Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil ihre Nachbarn sie für blut-saugende Ungeheuer halten.« Sie log Zeke nicht gerne an. Aber es hatte Lynchmorde an Vampiren gegeben. Sie hatte nur ein kleines Wort verändert, *ständig* statt *früher*, und das Ganze ins Präsens gesetzt. Früher, bei ihr zu Hause, wo das Lügen jahrzehntelang eine massenhaft verbreitete Lebensweise gewesen war, wo man zustimmte, dass Tag Nacht war, wenn man glaubte, dadurch seine Kinder retten zu können, hatte sie nie gelogen, oder fast nie. Sie hatte so gut wie nie gelogen, bis sie ihr Touristenvisum für die USA beantragte. Doch seit sie hier war, schien sie mit dem Lügen gar nicht mehr aufhören zu können.

Zeke hatte gefragt: »Warum machen die Leuten so einen üblen Scheiß?«

»Vielleicht weil sie das Haus ihres Nachbarn oder den Ehemann oder die Frau haben wollten.«

»Hier passiert so was nicht. Vampire sind eine Metapher«, hatte Zeke verkündet.

»Eine Metapher wofür?«

»Für alles.«

Nach dem Abendessen hatte Lula die Pizzareste in Folie gewickelt, falls Mister Stanley hungrig nach Hause kam, was nie der Fall war. Sie arbeitete seit fast einem Jahr für Mister Stanley und hatte immer noch keine Ahnung, wie er es mit Essen und Sex hielt. Vielleicht war er ein Vampir. Mister Stanleys Haut war so durchscheinend, dass Lula eine Zeit lang einen Platz gesucht hatte, von dem aus sie ihn im Gegenlicht sehen konnte und seine Fledermausohren wie Nachtlampen glühten.

Während sie jetzt den brandneuen SUV durch die Vorortstraße schleichen sah, war sie sich sicher, oder fast sicher, dass es nichts mit ihr zu tun hatte. Zum einen kannte sie niemanden in dieser hochnäsigen Stadt, und niemand kannte sie. Mama tot, Papa tot, mögen ihre Seelen in Frieden ruhen, nicht, dass sie an die Seele glaubte. Sie hoffte, ihre Eltern wären in einem Himmel (an den sie ebenfalls nicht glaubte), der Albanien möglichst unähnlich war. Aber würden sie das gewollt haben? Wenn ihr Vater trank, was ständig der Fall gewesen war, verkündete er, er würde für sein Heimatland sterben, und das hatte er, auf seine eigene Art, ja auch getan.

Lula besaß noch ein paar Tanten, Onkel, Vettern und Kusinen, verstreut über Albanien und den Kosovo, aber sie hatte keinen Kontakt mehr zu ihnen. Ein Albaner ohne Familie war ein Widerspruch in sich. Natürlich hatte sie das dem Botschaftsbeamten, der

ihr in Tirana das Touristenvisum ausgestellt hatte, nicht gesagt. Sie hatte Fotos von Nachbarskindern mitgebracht, hatte sie als Nefen und Nichten ausgegeben, von denen sie sich für diesen letzten ungebundenen Urlaub kaum trennen mochte, bevor sie heimkehrte und ihren Freund aus Kindertagen heiratete. Immer wieder hatte sie die »Hochzeit zu Weihnachten« erwähnt, damit der Kerl sie nicht für eine halbe Muslimin hielt. Vaters Mutter, ihre Großmutter, war Christin gewesen. Reichte das nicht? Außerdem bedeutete Muslim nichts im kommunistischen postkommunistischen Albanien. Ein Amerikaner würde das nicht wissen. Muslim bedeutete Muslim für ihn.

Sie hatte gesagt: »Ich möchte die Welt sehen, angefangen mit Detroit, wo meine Tante lebt.« Der Beamte hatte gelächelt. Wie süß! Das Herz war ihm aufgegangen bei diesem unschuldigen albanischen Mädchen, das Detroit für die Welt hielt. Ein Blick auf Detroit, und sie würde ins erste Flugzeug nach Hause springen und zu einer Rosine verschrumpeln, bevor sie fünfunddreißig war. Lula hatte die Beine von rechts nach links und von links nach rechts übergeschlagen. An der Wand des Visabeamten hing ein Poster von der Freiheitsstatue. Gebt mir eure Müden, eure Arme, eure geknechteten Massen. Lula musste ihn davon überzeugen, dass sie nicht bleiben wollte. Jeder belog die Botschaft. Das zählte nicht als Lüge. Seit 9/11 zwangen sie dich zum Lügen, doch das hatte kein albanisches Mädchen und keinen albanischen Jungen davon abgehalten, nach New York gelangen zu wollen.

Der Lexus wendete und fuhr am Haus vorbei.

Mister Stanley hatte Lula ein Handy gegeben, das stets aufgeladen sein sollte, obwohl sie nie jemanden anrief und niemand sie angerufen hatte, nicht seit ihre beste Freundin Dunia das Land verlassen hatte und nach Hause zurückgekehrt war. Mister Stanley hatte ihr die Festnetznummer einprogrammiert, Mister Stanleys Handynummer und die seiner Arbeitsstelle, Zekes Handynummer

und die von Don Settebellos Büro. Sie war der einzige Mensch auf der Welt mit nur fünf Nummern auf ihrem Handy!

Sie war wie das Mädchen im Märchen. Die Prinzessin im Turm. In einer der erfundenen »traditionellen« Volkserzählungen, die sie für Mister Stanley und Don Settebello aufgeschrieben hatte, ging es um eine schöne, in einem Schloss gefangen gehaltene Maid. Ein Prinz sieht sie am Fenster, verliebt sich und verpflanzt, da er sie nicht erreichen kann, eine schnell wachsenden Ranke aus seiner Heimatregion. Die gute Nachricht ist, dass er an der Ranke hinaufklettert und die Maid rettet; die schlechte Nachricht ist, dass die Ranke immer weiter wächst und die örtlichen Bauern in den Ruin treibt, ihre Strafe dafür, die Prinzessin eingesperrt zu haben. Don gefiel diese Geschichte ganz besonders, da sie bewiese, wie er sagte, dass indigene Volkskultur die Bedrohung durch Artenimport und Genmanipulation vorausgesehen hätte.

Kommenden Herbst würde Zeke aufs College gehen, und Lula würde sich Gedanken über die nächste Phase ihres neuen amerikanischen Lebens machen müssen. Das hieß, falls die Dinge nach Plan verliefen, wobei Lula nicht hätte sagen können, wie dieser Plan aussah oder wer ihn sich ausgedacht hatte. Sie hatte tausendfünfhundert Dollar gespart, was beruhigend war, doch es war längst nicht die astronomische Summe, wie sie gedacht hatte, bevor sie die Getränkerechnungen im La Changita sah. Sie bewahrte das Geld bar in dem Geheimfach des altmodischen Schreibtisches in ihrem Zimmer auf, dem sogenannten Gästezimmer, wobei Zeke sagte, sie hätten nie Gäste gehabt. Im nächsten September war der Stichtag, ihr angepeilter Termin, von hier fortzugehen. Dann hätte sie fast zwei Jahre in Mister Stanleys Diensten verbracht, eine Tatsache, mit der sie sich nur ungern auseinandersetzte. Sie war zu jung, ihr Leben in ganzen Brocken dahinschwinden zu sehen wie die zerbröselnden Gletscher in den abendlichen Sendungen des Nature Channel.

Der Herbst hatte bereits angefangen, als sie auf Mister Stanleys Anzeige bei Craigslist geantwortet hatte. Dunia war noch im Land, ihre Touristenvisa liefen aus, sie arbeiteten illegal als Kellnerinnen im La Changita nahe des Tompkin Square. Den ganzen Abend lang tranken Lula und Dunia das, was von den lauten, knausrigen Wall-Street-Youngstern in den beschlagenen, mit fröhlichen Affen bemalten Krügen zurückgelassen wurde. Wenn die Besitzer des Lokals, Rattengesicht und Glotzauge, nach Hause gegangen waren, setzte Luis, der Koch, den Bedienungsen sein spezielles *ropa vieja* vor, und alle betranken sich und wetteten darauf, wer als Erster ausgewiesen werden würde.

Sie wussten, dass es kein Spaß war. Am Tag, nachdem Eduardo, der Küchenhelfer, nicht zu seiner Schicht erschien, war seine Frau weinend ins Restaurant gekommen. Eduardo hatte einen Strafzettel bezahlen wollen, und jetzt war er irgendwo zwischen New York und Guerrero (hoffte seine Frau). Tränen quollen durch den Wimpernvorhang ihres kleinen Sohnes. Lula und Dunia, diese mitfühlenden Seelen, mussten sich gegenseitig ausreden, Eduardos Familie vom Fleck weg zu adoptieren und sie mit in ihre winzige, fahrradlose Wohnung an der Ludlow Street zu nehmen, die nicht mal ihnen gehörte.

Inzwischen raubte ihr das Visaproblem nachts den Schlaf. Lula redete sich ein, sich keine Sorgen machen zu müssen, die Regierung hatte noch genug Leute auszuweisen, bis sie zu ihr kämen. Abräumer wie Eduardo, arabische Ingenieurstudenten, Horden von Taxifahrern und Putzleuten. Andererseits, wen würde ein gelangweilter, geiler Typ von der Einwanderungsbehörde wohl lieber in Abschiebehaft nehmen: Eduardo, irgendeinen jemenitischen Knacker mit Scheitelkäppchen oder zwei sechszwanzigjährige albanische Mädchen mit glänzendem Haar und ansehnlichem Vorbau?

Lula und Dunia hatten sich eine Zweizimmerwohnung in der

Lower Eastside mit einem ukrainischen Mädchen geteilt, einer arbeitslosen Zahnarzthelferin, die nie da war, und einer Bohnenstange aus Weißrussland, die als Model arbeiten wollte und ihnen einen Mietnachlass gewährte, wenn sie vorgaben, ihre Kotzerei im Bad nicht zu hören. Lula sagte, sie müssten etwas wegen ihres Einwandererstatus unternehmen, aber Dunia meinte, wenn sie gar nichts täten, würde etwas Gutes passieren. Dunias Mutter war Anhängerin der Christlichen Wissenschaft, eine Seltenheit in Albanien, und manchmal hörte Lula die sanfte, andächtige Stimme der Mutter unter dem heiseren Raucherkrächzen der Tochter heraus. Lula glaubte an Wachsamkeit, an Notfallpläne, an gesunden Menschenverstand. Dunia hatte schon oft gemeint, Lula solle sich als einen Menschen sehen, dessen Glas halb voll ist statt halb leer. Nach Lulas Meinung glichen sie und Dunia sich aus, halb leer und halb voll, aber mit Dunia konnte man nicht streiten, daher ließ sie es.

Als Lula ihr Mister Stanleys Craigslist-Anzeige zeigte – »Geschiedener Mann sucht Betreuung für Sohn im Teenageralter, Baywater, New Jersey, zehn Meilen vom Zentrum Manhattans« –, hatte Dunia gesagt: Zehn Meilen, wenn du schwimmst. Dunia hatte ebenfalls behauptet, dass ein slowakisches Mädchen, das sie kannte, sich auf so eine Anzeige gemeldet habe, und es habe sich als Begleitservice herausgestellt. Dunia, das Genie, war jetzt wieder in Tirana. Zumindest hoffte Lula das. Kurz nachdem Lula nach New Jersey gezogen war, hatte Dunia angerufen, über des Getöse im La Changita hinweg auf Albanisch (das sie inzwischen kaum mehr benutzten) gebrüllt, zwei Männer in schwarzen Anzügen hätten im Restaurant nach ihr gesucht, und sie werde heimreisen, bevor man sie abschob. Seitdem waren Lulas E-Mails zurückgekommen, und niemand hatte abgenommen, als sie Dunias Mutter in Berat anrief. Sie hatte auf Facebook und MySpace nachgeschaut, aber Dunia war nicht da. Sie versuchte nicht daran zu denken,

was ihrer Freundin passiert sein könnte. Und wenn diese Männer in Schwarz was Schlimmeres gewesen waren als Beamte der Einwanderungsbehörde? Lula wusste nicht, wie sie nach Dunia suchen sollte, außer nach Albanien zurückzukehren und einen Privatdetektiv anzuheuern.

Lula und Mister Stanley hatten sich zu einem ersten Treffen im Financial District verabredet, auf einen Kaffee. Selbst im Dämmerlicht von Starbucks war klar, dass Mister Stanley nicht nach einer Freundin suchte oder auch nur nach gelegentlichem Sex, sondern, wie es in der Anzeige stand, nach einer verantwortungsbewussten Person, die auf seinen Sohn aufpasste. Aus der Ferne hatte Lula ihn als einen depressiven Buchhalter mit mittlerem Einkommen eingeschätzt, aber aus der Nähe entpuppte er sich als depressives höheres Tier, was bedeutete, er konnte Lula für beinahe Nichtstun gut bezahlen. Bei dem Vorstellungsgespräch erklärte Mister Stanley, seine Frau habe ihn und Zeke verlassen – allein gelassen – und sei in die norwegischen Fjorde gereist, weil sie einen Neuanfang wollte, irgendwo, wo es sauber und weiß war.

»Ginger«, sagte er. »Meine Frau.« Seine Stimme hatte den gepressten, leicht näselnden Klang eines Menschen, der an chronischer Nebenhöhlenentzündung leidet.

»Das ist ja zum Schreien«, hatte Lula gesagt. Ihr kam es komisch vor, eine Frau namens Ginger – Ingwer. Warum nicht gleich Salz? Und sie fand es komisch, dass eine Frau etwas Weißeres wollte als Mister Stanley.

Dann hatte Mister Stanley ihr erzählt, dass sich bei Ginger kurz vor ihrem Weggang eine ernsthafte Geisteskrankheit entwickelt hatte – sich zu entwickeln *begonnen* hatte. Er hatte Lula den Kopf zugeneigt, um zu sehen, ob sie wusste, was er meinte, ob sich das Gesagte in Lulas Sprache – was auch immer sie sprach – übersetzt hatte. Lula wusste es, und wusste es nicht. Sie hatte seinen unausgesprochenen Zweifel an ihrer Verständnisfähigkeit, wie so vieles

in diesem Land, gleichzeitig als rücksichtsvoll und beleidigend empfunden. Eine Krankheit, hatte Mister Stanley gesagt, für die niemand ein wirksames Medikament oder auch nur eine Diagnose hatte finden können.

Am Weihnachtsabend, sagte Mister Stanely, sei es ein Jahr her, seit seine Frau sie verlassen habe. Sie kämen zurecht, er und Zeke. Aber er mache sich Sorgen um seinen Sohn, so viele lange Stunden allein. Dann hatte er gefragt, was Lula *sei*. Aus welchem Land, hieß das. Er sagte, auf Albanien wäre er nicht gekommen. Er schien das amüsant zu finden.

Lula hatte gesagt: »Ich bin in Albanien aufgewachsen. Aber meine Eltern waren zu Besuch bei einem Vetter meines Vaters im Kosovo, und sie hingen dort fest, als der Krieg ausbrach und die Serben kamen und alle ermorden wollten. Sie konnten nicht nach Tirana zurückkehren. Sie sind bei den Nato-Bombenangriffen umgekommen.« Das Lächeln war von Mister Stanleys Gesicht getropft. Das war der perfekte Augenblick, zu erwähnen, dass ihr Visum auslief. Mister Stanley sagte, er habe einen Jugendfreund, Don Settebello, einen berühmten Einwanderungsanwalt. Die *New York Times* habe eine Porträt über ihn gebracht. Don könne Wunder bewirken.

Ein paar Tage nach dem Vorstellungsgespräch war Mister Stanley mit Lula hinausgefahren, um Zeke kennenzulernen und sich sein Ziegelschlachtschiff von einem Haus mit den welligen Bleiglasfenstern und der halbrunden Veranda anzusehen, die seitlich herausragte wie ein Kropf. Ein knorriger Baum im Vorgarten hatte den Bürgersteig mit seinen Früchten knallrot gefärbt. Sie hatte nicht geglaubt, dass es Häuser wie diese so nahe der Stadt gab, und auch keine fetten Krähen, die im Maulbeerbaum saßen und sie davor warnten, den Job anzunehmen.

»Kümmert euch um euren eigenen Dreck«, hatte sie die Krähen angewiesen.

»Wie bitte?«, hatte Mister Stanley gefragt.

»Albanischer Aberglaube«, hatte eine lügende Stimme durch Lulas Mund erklärt.

Zekes Haar war so schwarz wie die Krähen, aber matter, und ein dicker, achteckiger Silberbolzen bildete einen Tunnel im einen Ohr läppchen. Mit seinem übertriebenen Lächeln hatte Zeke wie die spöttische Imitation von jemandem gewirkt, der gezwungen war, Freude oder Harmlosigkeit oder auch nur schlichte Höflichkeit zu vermitteln. Zeke hatte ihr die Hand geschüttelt, sein langer Körper zu einem S zusammengesackt, und sie prüfend gemustert, während er gleichzeitig den über ihre bloße Anwesenheit Verärgerten mimte. Einspruchsrecht war alles, was er hatte. Es würde leichter sein, wenn er sie mochte. Und Lula entsprach kaum der hexenhaften Gefängniswärterin, die sein Vater Zekes Vorstellung nach einstellen würde.

Mister Stanley hatte die beiden im Wohnzimmer allein gelassen.

»Was machst du zurzeit?«, hatte Zeke gefragt.

»Ich bin Kellnerin. Im Mojito-Distrikt. Ist Zeke dein richtiger Name?«

»Warum fragst du?« Zusammengesunken auf der Couch hatte Zeke unter seinem tintenschwarzen, angeklatschten Haar zu ihr gespäht.

»Weil er wie jemand klingt, der Angst hat. *Ziek, ziek, ziek*. Oder wie ein kleiner Vogel.«

»Das ist mein Name. Wo hast du Englisch gelernt?«

»In der Schule. In Albanien.«

»Du sprichst gut Englisch. Du klingst wie eine Engländerin.«

»Vielen Dank. Unser Lehrer war Engländer. Außerdem habe ich Privatstunden bei einem Australier genommen.« Nicht nötig, diesem unschuldigen Jungen zu erzählen, dass sie mit Blowjobs für den Unterricht bezahlt hatte. »Die aus der Generation nach mir haben alle Englisch von SpongeBob SquarePants gelernt.«

»SpongeBob ist schwul.«

»Na und?«

»Ezekiel«, hatte Zeke gesagt. »Wie in der Bibel.«

»Die Bibel habe ich nie gelesen. Ich bin als Atheistin aufgewachsen. Halb Muslimin, halb Christin.« Normalerweise erwähnte sie den Muslim-Teil nie, also musste sie bereits das Vertrauen gehabt haben, Zeke würde ihr abnehmen, dass sie nicht zum Dschihad gegen McDonald's aufrief.

Zeke hatte gesagt: »In meiner Klasse ist ein Iraner. Dem haben sie in der öffentlichen Schule immer in den Arsch getreten, darum ist er in meine Schule gekommen, wo alle supertolerant sind. Sein Vater ist ein berühmter Augenarzt. Sie wohnen in einer Megavilla.«

»Albanien ist die toleranteste Gesellschaft der Welt«, hatte Lula erwidert.

»Wie schön für die Albaner.« Zeke hatte den Fernseher angemacht, und sie hatten sich gemeinsam angeschaut, wie ein spanisches Mädchen mit harten Gesichtszügen männliche und weibliche Kandidaten abknutschte, um herauszufinden, was ihr besser gefiel. Lula hatte gespürt, dass sie getestet wurde, nicht wegen ihrer Reaktion auf die Show, sondern wegen ihrer Reaktion darauf, dass sich Zeke die Show anschaute. Wie hatte sie reagiert? Gelangweilt bestand den Test.

Zeke hatte seinen Vater im Flur gehört und den Fernseher ausgeschaltet. »Wie heißt das Restaurant noch mal, in dem du arbeitest?«

»La Changita«, hatte Lula erwidert. »Der kleine Affe.«

Zeke hatte gefragt, ob sie Mojitos machen könne.

»Dazu brauchen wir frische Minze«, hatte Lula geantwortet.

Mister Stanley war im Türrahmen aufgetaucht. »Wie ich sehe, haben wir viel gefunden, worüber wir reden können.«

Mister Stanley sagte oft »wir« oder »man«, wenn er »du/ihr« oder »ich« meinte. Manchmal machte Zeke ihn nach, aber nur leise,

damit sein Vater so tun konnte, als hörte er Zeke nicht mit Mister Stanleys Stimme sagen: »Man würde, man könnte, man sollte.« Zuerst hatte sich Lula gefragt, ob diese Ausdrucksweise korrekt sei, ob irgendwas mit *ihrem* Englisch nicht stimmte. Keiner der jüngeren Wall-Street-Typen redete so. Das Geheimnis um Mister Stanleys Beruf wurde gelöst, als Zeke erklärte, sein Vater sei Professor für Wirtschaftswissenschaft gewesen, bis er sich von einer Bank einstellen ließ, was er ernsthaft bedauerte, obwohl es ihm sehr viel mehr Geld einbrachte, als er als Dozent verdient hatte.

Vielleicht hatte sich sonst niemand um Lulas Job beworben. Vielleicht wollte niemand mit diesen Trauerklößen von Vater und Sohn leben. Vielleicht hielt Mister Stanley Lula für einen Kriegsflüchtling, was genau genommen der Wahrheit entsprach, und dass er damit eine gute Tat vollbrachte, was genau genommen ebenfalls der Wahrheit entsprach. Lula hätte sich selbst nicht eingestellt, um auf ein Kind aufzupassen. Sie hätte mehr Fragen gestellt, obgleich Mister Stanley auch eine ganze Reihe gestellt hatte. Es sah ihm nicht ähnlich, keine notariell bestätigten Empfehlungsschreiben zu verlangen. Aber sie hatte sich als geschickt im Umgang mit Zeke erwiesen, daher hatte Mister Stanley vielleicht mütterliche Gefühle in ihr sprudeln sehen oder die Anständigkeit, auf deren Aufrechterhaltung sich Lula etwas zugute hielt, trotz ihrer vielen Charakterfehler und der Bemühungen der Welt, ihr Herz zu verhärten.

Lula war sechsundzwanzig. *Alt*, dachte sie an düsteren Tagen. *Erst sechsundzwanzig* an strahlenden. Sie hatte Zeit, aber sie würde noch mehr Zeit haben, wenn sie in diesem Land blieb. Sie wollte diesen amerikanischen Trick lernen, bis vierzig jung zu bleiben. Manche amerikanischen Frauen sahen dann sogar noch besser aus. Nicht wie die Osteuropäerinnen, die früh loslegten, aber dann von einer Felswand fielen und als Großmütter wieder hinaufkletterten. Vielleicht ließ der Druck, zu heiraten, sie vor der Zeit altern.

Aber Lula stand unter keinem Druck. Falls ihre Vorfahren Enkelkinder wollten, hielten sie sich darüber bedeckt.

Um alles amtlich zu machen, hatte Mister Stanley sie in seine sogenannte Bibliothek geführt, diesen muffigen, nach Schimmel riechenden, männlichen Rückzugsort, den er nur betrat, um Rechnungen zu bezahlen. Die Regale waren leer, bis auf einige Reihen staubiger Bücher, die Mister Stanley für seine Universitätskurse benutzt haben musste. Er hatte gesagt: »Komm in meinen Salon«, sagte die Spinne zu der Fliege. Wir sollten uns wohl über die Konditionen unterhalten.«

Über Mister Stanleys Schreibtisch hing ein alter gerahmter Druck eines Vulkanausbruchs. Lula hatte die sprühenden Funken betrachtet, während Mister Stanley ihr die Regeln darlegte. Da zu sein, wenn Zeke von der Schule kam. Weder Alkohol noch Zigaretten im Haus. Keine Fahrten bei schlechtem Wetter. Fahrten überhaupt nur bis zum Good Earth Market. Zeke veranlassen, gelegentlich Gemüse zu essen. Keine Übernachtungsgäste, bis auf Verwandte, mit Mister Stanleys Zustimmung. Immer abschließen, wenn sie das Haus verließ. Mister Stanley hatte früher die Dienste einer Alarmanlagenfirma in Anspruch genommen, hatte aber gekündigt, als sich herausstellte, dass die Firma Häuser ausraubte.

Als sie Mister Stanley gebeten hatte, sie in bar zu bezahlen, beteuerte er, dass Banken sicher seien. Sie sagte, es tue ihr leid, aber Albaner hätten so schlechte Erfahrungen mit Banken gemacht ... Ihre Ausführungen hatten sich in der wirtschaftlichen Katastrophe und den gewaltigen sozialen Unruhen verloren, die auf den Kommunismus gefolgt waren, vergleichbar mit den letzten Szenen eines Horrorfilms, wenn der Wahnsinnige aus dem Grab hochschießt. »Sie haben von unserem Pyramidensystem gehört? Bot den Investoren fünfzig Prozent. Was haben die sich nur gedacht? Die Regierung war auch beteiligt. Das hat alle in den Ruin getrieben.«

Mister Stanley hatte müde genickt. »Natürlich erinnere ich

mich. Gruselige Sache. Könnte überall passieren. Klar, wir können das auch in bar machen.« Was vermutlich gescheiter war, da Lula noch kein Arbeitsvisum hatte, aber dafür würde Don Settebello schon sorgen. Mister Stanley hatte gesagt: »Sollte man mir je einen Regierungsposten anbieten, müssen Sie leugnen, mich zu kennen.«

»Klar«, hatte Lula geantwortet. »Wir sind uns nie begegnet.«

»War ein Scherz«, hatte Mister Stanley gesagt.

Lula wusste, dass manche Amerikaner jedes Mal jubelten, wenn Einwanderungsbeamte Razzien in Fabriken durchführten und dunkelhäutige kleine Hühnerverpacker in die Laderäume von Lastwagen schubsten. Sie hatte auf Fox News diese Typen gesehen, die verlangten, dass jeder Einwanderer, bis auf deutsche Supermodels und japanische Baseballspieler, sang- und klanglos abgeschoben wurde. Aber andere, wie Mister Stanley und Don Settebello, benahmen sich, als hätte man eine Behinderung oder eine Krebserkrankung überstanden, wenn man woandersher stammte. Es bedeutete, dass man tapfer war und sich nicht so leicht unterkriegen ließ. Und da sie in der Lage waren, einem so unter die Arme zu greifen, konnten sie besser von sich und ihrem Schmelztiegel land denken. Ihre Motive waren rein, oder größtenteils rein. Es gefiel ihnen, Macht und Verbindungen zu haben, zu wissen, welche Fäden man zog.

Jetzt würde Lula bleiben können. Alle würden glücklich sein. Der Balkan kannte keinen Ausdruck für eine »Win-win-Situation«. Auf dem Balkan sagte man: Kein Problem, und die Übersetzung lautete: Du bist am Arsch.

Als Lula den schwarzen Lexus SUV wenden und erneut den Block entlangkriechen sah, fragte sie sich, ob Zeke in Schwierigkeiten war. Ihrer Meinung nach war er nur ein leicht depressiver amerikanischer Teenager, aber das amerikanische Fernsehen lebte

vom Blutvergießen leicht depressiver Teenager. Wie die Nachbarn der Todesschützen immer sagten, war Zeke ein guter Junge. Ruhig. Doch diese unwahrscheinliche schlechte Nachricht würde in einem Polizeiwagen kommen.

Ihr nächster Gedanke galt der Einwanderungsbehörde. Dann dachte sie voller Freude und Erleichterung: Seit gestern bin ich legal! Dann fiel ihr ein: Na und? Das hier war Dick-Cheney-Amerika. Selbst im Land geborene Bürger machten sich Sorgen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand bei Fox News auf die tolle Idee käme, die Pilgerväter zurückzuschicken, die am Plymouth Rock gelandet waren.

Lulas Anwalt Don Settebello war in demselben Wohnblock aufgewachsen wie Mister Stanley. Als Lula zum ersten Mal in Dons Büro gekommen war, hatte sie eine lange, leidenschaftliche Rede darüber gehalten, wie sie dieses Land liebte und wie gern sie hierbleiben wollte – nicht gelogen. Don hatte die Hand gehoben. Zeit sei nicht Geld, sondern etwas viel Kostbareres als Geld. Zeit sei Zeit. All seine Mandanten beteuerten, wie gut es ihnen hier gefalle. Er könne dafür sorgen, dass ihr Wunsch Wirklichkeit wurde. Und das hatte er getan. Er hatte Gefälligkeiten eingefordert, hatte das Unmögliche erreicht. Lula bekam ihr Visum. Helden konnten so was tun, sagte Mister Stanley, der auch mehrfach sagte, er sei besorgt, Don würde es zu weit treiben und seine Karriere ruinieren oder Schlimmeres.

Vermutlich war es überall dasselbe. Man zahlte und zahlte, und wenn man aufhörte zu zahlen, hörten die Gefälligkeiten auf. Außerdem war das hier New Jersey, der Heimatstaat der Mafia. Lula schaute sich mit Zeke und Mister Stanley *Die Sopranos* an. Vielleicht war der schwarze SUV gekommen, weil Mister Stanley oder Don vor ein paar Monaten zu zahlen aufgehört hatten.

Der SUV erreichte das Ende des Blocks und bog in eine Einfahrt. Lula sah, wie er wendete und wieder die Straße herunter-

kam. Sie wünschte, sie wäre nicht allein im Haus. Warum war sie so nervös? Konnte es an den Überresten ihrer frühen kommunistischen Kindheit liegen? Schuld an ihrem zarten Nervenkostüm war das Aufwachsen unter einem System, das die Sowjetunion für zu liberal hielt und sich mit China anfreundete, bis der Diktator beschloss, China sei auch zu liberal, und China sich von ihm lossagte. Schuld war die Nachbarin in Tirana, die abtransportiert worden war, weil ihr Sohn die Dachantenne gedreht hatte, um seinen von einem vollbusigen italienischen Mädchen gesungenen Lieblingssong zu hören. Der Empfang war zu schneeig, um etwas sehen zu können, aber der Ton reichte aus, seine Mutter am helllichten Tag wegzuschleppen. Das war eine von Lulas frühesten Erinnerungen. Alle hatten Angst. Ihr Vater war eines Abends abgeholt worden. Aber am nächsten Tag war er wieder nach Hause gekommen.

Auch wenn Lulas Einwandererstatus einstweilen gesichert war, hatte sie das Gefühl, ihre Zukunft hänge von dem Lügennetz ab, das sie bei ihrer ersten Begegnung mit Mister Stanley zu knüpfen begonnen hatte. Schuld war Mister Stanley, weil er ihr eine Frage gestellt hatte, die er selbst hätte beantworten können, obwohl sie wusste, dass jeder zukünftige Arbeitgeber sie das auch fragen würde.

»Warum haben Sie Albanien verlassen?«

Sie hatte in ihren Frappuccino geschaut. »Hören Sie, Mister Stanley, Sie müssen das verstehen.«

»Nennen Sie mich Stanley.«

Natürlich. Stanley. Mister Stanley müsse verstehen, dass in dem Teil Albaniens, in dem Lula aufgewachsen sei, Blutrache immer noch generationenlang wütete. Vergeltungsschläge. Brautentführungen. Die albanische Vorstellung von Brautwerbung bestehe immer noch darin, sich die Frau über die Schulter zu werfen und zu vergewaltigen. Lulas Vetter George sei in so einen Fall verwickelt worden. Das Paar habe sich in einer Höhle versteckt, die Ver-

wandten des Mädchens versperrten den Ausgang mit Steinen, und das Liebespaar sei erstickt. Lula habe es für gescheiter gehalten, auszuwandern, solange sie noch weiter unten auf der Abschlusssliste gestanden habe.

»Großer Gott«, hatte Mister Stanley gesagt.

Also war es tatsächlich seine Schuld, auf so eine Geschichte reinzufallen. War er nicht Professor gewesen? Hätte er es nicht besser wissen sollen? Sie hatte wirklich einen Vetter, der George hieß. Aber die Geschichte hatte sich zu Zeiten ihres Ur-Urgroßvaters abgespielt, als die Familie noch auf einem Berggipfel in Shkodra im selben Raum mit ihrem Esel schlief. Ihr gegenwärtiger Vetter George war einer der großen Mercedes-Händler in Tirana, und wenn sie sich ihn versteckt in einer Höhle vorstellte, sah sie ihn wegen schlechten Handyempfangs brüllen und die Schuld auf seine Frau schieben, die wie eine fettere, ältere Donatella Versace aussah. Außerdem hielt niemand eine Frau oder ein Kind der Kugeln und Feindseligkeit für wert. Das Blut einer Frau war weniger wert als das eines Mannes. Heutzutage drehten sich alle Blutfehden um Immobilien. Sehr unromantisch.

Mister Stanley sollte nach Albanien fahren, wenn er sich fragte, warum sie das Land verlassen hatte. Wer würde Tirana einer Stadt vorziehen, in der halbnackte Models und ihre Börsenmaklerfreunde Mojitos aus Krügen tranken, die mit tanzenden Affen verziert waren? Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Hatte Mister Stanley davon noch nie gehört? Aber Amerika war wie Kommunismus und Postkommunismus in einem. Man hatte nicht materialistisch zu sein, bis man erfolgreich war, danach hatte man praktisch die Pflicht, vor jedem damit zu protzen.

Die Lüge über die Blutfehde war ein Fehler gewesen. Mister Stanley hatte gefragt, ob solche Blutrache auch hier eingeschleppt werden würde. Lula hatte behauptet, ihr Clan sei abergläubisch, was das Überqueren von Wasser anbelange. Außerdem habe ihre

Familie seit Generationen nicht mehr in dem Teil Albaniens gelebt. Ihre Urgroßeltern, mögen sie in Frieden ruhen, seien vom Norden in die Hauptstadt gezogen, wo Lula Englisch an der Universität studiert hatte. Als ihre Eltern im Kosovo festgesessen hätten, sei Lula auf der Uni in Tirana geblieben. Nachdem sie im Krieg umgekommen seien, habe Lula ihren Abschluss gemacht, habe bei ihrer Tante und ihrem Onkel gewohnt und weiteren Englischunterricht genommen, bis sie sich überlegt hatte, was sie als Nächstes tun wolle.

Mister Stanley hatte sie zu ihrem Englisch beglückwünscht. »Diese Geschichte über die Höhle... die sollten Sie aufschreiben«, hatte er gesagt.

»Das könnte ich tun, wenn Ihr Sohn in der Schule ist«, hatte Lula geantwortet.

Vielleicht hatte das dazu beigetragen, ihr die Stelle zu geben. Mister Stanley bekam einen Babysitter und seine eigene private Künstlerkolonie für denselben Preis. Der Lorenzo de Medici von Baywater, New Jersey.

Mister Stanley ging ganz in seiner Arbeit auf. Die meisten Samstage schlief er durch, während Zeke bei seinen Freunden war, Mädchen und Jungen, alle mit schwarz gefärbten Haaren und einem halben Klempnerladen im Gesicht. Weder Mister Stanley noch Zeke hielten viel vom Familienleben, doch Lula erachtete es als freundliche Geste, ihnen ein Sonntagsfrühstück anzubieten. Vielen Dank, hatte Mister Stanley gesagt, aber kein Speck, und nur das Weiße von den Eiern. Cheerios oder Haferflocken. Sein Cholesterinspiegel sei zu hoch.

Bei diesen Sonntagsfrühstücken sprach niemand. Zeke saß nicht mal auf einem Esszimmerstuhl, sondern zog sich einen Sessel an den Tisch, um eindösen zu können oder zumindest so zu tun. Eiweißomeletts mit dem schweigenden Mister Stanley und seinem dösenden Sohn zu essen, war eine unbehagliche Angelegenheit.

Beinahe so, als gäbe es zwei Zekes: den umgänglichen Jungen, der er bei Lula war, und den wütenden Troll, zu dem er in Gegenwart seines Vaters wurde. Lula ermahnte Zeke, netter zu seinem Vater zu sein, und Zeke stimmte zu, aber er konnte es nicht. Das hätte gegen all seine Grundsätze verstoßen.

Manchmal wurde Mister Stanley ärgerlich auf seinen Sohn. Aber seine Ungeduld oder Enttäuschung oder Kränkung (das war schwer zu benennen) äußerte sich als Traurigkeit statt als Wut. Nach albanischem Maßstab und selbst nach amerikanischem, wie Lula vermutete, besaß Mister Stanley nur eine schmale emotionale Bandbreite. Nichts in Lulas Vergangenheit hatte sie auf jemanden vorbereitet, der so lauwarm war wie eine Nuckelflasche. Vor allem, wenn sie betrunken waren, hatten ihr Vater und ihr Onkel sinnloses Brüllen nicht nur für ein Vorrecht, sondern für den Beweis von Männlichkeit gehalten. Und weil sie so viel brüllten, achtete niemand darauf, daher lief es bei ihnen aufs selbe hinaus wie bei Mister Stanleys Gemütsruhe.

Bei ihr zu Hause endeten Familienfeste immer im Streit, aber bei Mister Stanley fand kein einziges Mal auch nur so etwas wie ein Familientreffen statt. Gab es denn keine verwitwete Tante oder Großmutter im albanischen Stil, die zu Vater und Sohn ziehen und ihnen den Haushalt hätte führen können? Mister Stanley hatte keine Eltern mehr und auch keine Geschwister, und bei den seltenen Gelegenheiten, wenn Gingers Eltern aus Indiana anriefen, um mit ihrem Enkel zu sprechen, ließ Zeke sich von Lula verleugnen.

Am Sonntagnachmittag unternahm der Vater mit dem Sohn Vater-und-Sohn-Dinge – Baseball, Tennis, in den Park gehen –, offensichtlich angeregt von ihrem Bedürfnis, der verschwundenen Mutter etwas zu beweisen: Seht, wie gut wir ohne dich zurecht kommen! Mister Stanley hatte ein jungenhaftes Vergnügen daran, Sportausrüstungen zu kaufen, und er war am fröhlichsten (nicht übertrieben), wenn er mit Zeke losging, um einen neuen Schläger

oder Fanghandschuh auszuprobieren. Bei der Rückkehr hatte sich Zeke jedes Mal eine kleine Verletzung zugezogen, die einen Verband oder einen Eisbeutel erforderte, womit Mister Stanley ihn anscheinend gerne versorgte. Der glücklichste Augenblick der Woche kam am Sonntagabend, wenn Lula, Zeke und Mister Stanley Tony Soprano und seiner noch verkorksteren Familie dabei zuschauten, wie sie mit ihren riesigen Schlitten durch Gegenden kutschierten, die schmeichelhaft nahe an Baywater lagen.

Mister Stanley hatte seine Sonntagsunternehmungen mit Zeke bei Lulas Vorstellungsgespräch erwähnt. Da er Lula ja nicht adoptieren wolle, dürfe sie nicht erwarten, dazu eingeladen zu werden. Ist schon in Ordnung, hatte Lula gesagt. Dann hatte sie erwähnt, dass sie nicht fahren konnte. Mister Stanley hatte gesagt, *das* sei schon in Ordnung, aber sie könnte sich in den Vororten eingesperrt fühlen, und sie hatte gesagt, Nein, das sei in Ordnung, sie sei eine große Leserratte, so habe sie auch Englisch gelernt, und Mister Stanley sagte, das sei hervorragend. Zeke habe es nicht so mit dem Lesen, vielleicht würde es abfärben. Die hübsche kleine Stadtbücherei sei zu Fuß gut zu erreichen. Lula befürchtete, man würde von ihr erwarten, Bücher rumliegen zu haben. Als Mister Stanley sie nicht fragte, was sie denn gerne las, war sie beruhigt.

Lula hatte Mister Stanley mitgeteilt, sie wünsche sich etwas Solides. Tja, jetzt hatte sie etwas Solides. Wände, ein Dach. Mauern um sich herum. Man sollte vorsichtig mit dem sein, was man sich wünschte.

Manchmal fuhr Lula am Wochenende in die Stadt. Den fröhlichen Paaren beim Einkaufen, den kichernden Freundinnengruppen musste sie sehr einsam vorkommen. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie lachten sie aus. Eine Fremde in einer fremden Welt. Sie war immer froh, nach New Jersey zurückzukehren.

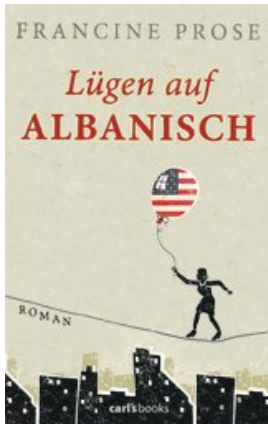
Ein anderes Problem mit Lügen war, dass sie sich so oft bewahrheiteten. Da die Stadtbücherei einer der wenigen Orte war,

die sie zu Fuß erreichen konnte, war sie jetzt tatsächlich zur Leserratte geworden. Sie hatte unter Albanien nachgeschaut und Stunden damit verbracht, die Romane von Ismail Kadare zu lesen, dem bedeutendsten Schriftsteller ihres Landes, dessen Bücher sie bisher nur zu lesen vorgegeben hatte. Sich vorzustellen, wie die Wörter auf Albanisch gelaute hatten, war gut für ihr Englisch. Da Lula in Mister Stanleys Haus noch nie einen Brief bekommen hatte – ganz zu schweigen von einer Stromrechnung oder so –, konnte sie keine Lesekarte beantragen. Aber nachdem sie jetzt ein Arbeitsvisum hatte, könnte sie es erneut versuchen.

Außerdem hatte sie zu schreiben begonnen, eine weitere wahr gewordene Lüge. Zeke erlaubte ihr, seinen Laptop zu benutzen, wenn er in der Schule war. Sie hatte ihm versprechen müssen, nicht in seine Ordner zu schauen. Gerührt von seinem Vertrauen, erwähnte sie nie die hübschen Mädchen, die Zeke in den Pop-up-Fenstern baten, wieder mal von sich hören zu lassen. Wer wusste, ob sie tatsächlich so aussahen oder für wie alt sie Zeke hielten? Lula surfte im Internet nach Luxusgütern – Gartenmöbeln, Duftkerzen, Motorbooten –, die sie sich nie kaufen würde, bewertete Reiseberichte über Orte, an die sie nie reisen würde.

Schließlich klemmte sich Lula dahinter und schrieb eine Geschichte auf Englisch, mit Hilfe eines Wörterbuchs und eines Thesaurus, den sie in Zekes Zimmer fand. Auf dem Vorsatzblatt stand eine Widmung. »Für Zeke. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag von Mom, mögen Wörter dir Flügel verleihen!« Welche herzlose Hexe schenkte einem Teenager einen Thesaurus zum Geburtstag?

Ohne allzu angestrengt nachzudenken, schrieb Lula eine Geschichte über die Blutfehde zu Zeiten ihres Ur-Urgroßvaters. Ihren Vetter George machte sie zum Bruder des Bräutigams und fügte einen langen, poetischen Absatz über die eingemauerte Braut hinzu, Stein für Stein. Außerdem ging es viel um Flinten, was ihr



Francine Prose

Lügen auf Albanisch

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-58511-5

carl's books

Erscheinungstermin: September 2012

Hinreißend komisch!

Schräge Charaktere, irrwitzige Dialoge, sprühende Situationskomik, aber auch anrührende Momente prägen diese unterhaltsame Immigrationsgeschichte über die junge Albanerin Lula. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, auch wenn sie es mit der Wahrheit nicht immer so genau nimmt. Um in den USA ein neues Leben zu beginnen, braucht Lula die begehrte Green Card. Aber nicht nur ihr attraktiver Landsmann Alvo droht ihre Pläne zu durchkreuzen, als er sie um einen nicht ganz ungefährlichen Gefallen bittet.

Durch die Augen einer Fremden beschreibt die preisgekrönte Bestsellerautorin Francine Prose teils bissig, teils liebevoll-ironisch die Abgründe des American Way of Life. Eine herrlich satirische Abrechnung mit dem Amerika der Bush-Cheney-Jahre.